

Wolfgang Huber

Predigt in Berlin-Köpenick am 26. August 2012

I.

„Die Welt braucht *viel, viel Liebe*.“ Dieser eine Satz enthält das ganze Vermächtnis von Werner Sylten, der vor siebzig Jahren in der Vernichtungsstätte Schloss Hartheim bei Linz umgebracht wurde. Wir gedenken mit diesem Gottesdienst seiner in Wehmut und Dankbarkeit. Wehmut überkommt uns auch heute bei der brutalen Willkür, mit der das Nazi-Regime nach Menschenleben griff. Dankbarkeit erfüllt uns in der Erinnerung an Menschen, deren Glaube zur Tat wurde, in dunkelster Zeit. Werner Sylten war einer von ihnen; deshalb wurde er – in seiner zutiefst bescheidenen Art – für viele zu einem Vorbild im Glauben.

Vor siebzig Jahren ist er gestorben. Warum sollte ich verschweigen, dass dieses Datum mich bewegt; denn ich bin vor siebzig Jahren geboren. Im Monat meiner Geburt kam Werner Sylten ums Leben.

Er kam ums Leben, weil er sich für das Leben anderer eingesetzt hatte. Er hatte sie nicht mit Almosen abgespeist; er hatte um ihr Leben gekämpft. Dass es mehr gibt als Almosen – nämlich einen Kampf um das Leben –, davon handelt der Predigtabschnitt für den heutigen Sonntag im 3. Kapitel der Apostelgeschichte.

Petrus und Johannes gingen hinauf in den Tempel um die neunte Stunde, zur Gebetszeit. Und es wurde ein Mann herbeigetragen, lahm von Mutterleibe; den setzte man täglich vor die Tür des Tempels, die da heißt die Schöne, damit er um Almosen bettelte bei denen, die in den Tempel gingen. Als er nun Petrus und Johannes sah, wie sie in den Tempel hineingehen wollten, bat er um ein Almosen. Petrus aber blickte ihn an mit Johannes und sprach: Sieh uns an! Und er sah sie an und wartete darauf, dass er etwas von ihnen empfinde. Petrus aber sprach: Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth steh auf und geh umher! Und er ergriff ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. Sogleich wurden seine Füße und Knöchel fest, er sprang auf, konnte gehen und stehen und ging mit ihnen in den Tempel, lief und sprang umher und lobte Gott. Und es sah ihn alles Volk umhergehen und Gott loben. Sie erkannten ihn auch, dass er es war, der vor der Schönen Tür des Tempels gesessen und um Almosen gebettelt hatte; und Verwunderung und Entsetzen erfüllte sie über das, was ihm widerfahren war.

(Apostelgeschichte 3, 1-10)

II.

Was brauchte der Lahme, der Tag für Tag an die Schöne Pforte des Tempels in Jerusalem getragen wurde? Man brachte ihn in den Tempelbezirk, damit er, wenn er schon nicht arbeiten konnte, wenigstens etwas zum Lebensunterhalt seiner Familie beitrug. Er war Bettler, aber einer von der vergleichsweise glücklichen Sorte. Niemand warf ihm vor, er sei ein Faulenzer oder ein Schmarotzer. Dass er, gelähmt wie er war, nicht arbeiten konnte, akzeptierten alle.

Damit, dass sich an seinem Zustand etwas ändern würde, rechnete niemand. Achtlos gingen die einen an ihm vorbei, ohne sich um ihn zu kümmern; ebenso achtlos warfen andere ihm eine Münze zu. Nur nicht aufhalten lassen!

Petrus und Johannes sind auf ihrem täglichen Weg in den Tempel. Sie lassen sich aufhalten und schauen hin. Dadurch verändert sich die Lage des Kranken. Hinschauen ist der Beginn der Menschlichkeit. Es ist auch der Beginn jedes Wunders.

Der Gelähmte erwartet ein Almosen. Petrus enttäuscht die Erwartung, um sie zu überbieten. Die Nickelmünze, die er vielleicht geben könnte, verweigert er mit der pathetischen Erklärung: "Silber und Gold habe ich nicht" – als hätte der Gelähmte damit im Ernst gerechnet.

Petrus verweigert das Almosen. Was gibt er stattdessen? Ein Wort im Namen Jesu. Er will die Geschichte des Jesus von Nazareth fortsetzen, der gekreuzigt wurde und doch lebt. Deshalb sagt er: "Im Namen Jesu Christi von Nazareth steh auf und geh umher." Und der Bettler, der mit einer Änderung seines Zustands niemals gerechnet hatte, steht auf, geht in den Tempel, springt herum und lobt Gott. Der Radius seines Lebens ist nicht mehr auf den Umkreis der „Schönen Pforte“ beschränkt. Er ist frei.

III.

Menschen einen Spielraum zum Gehen, ja zum Leben zu verschaffen, war ein Lebensthema von Werner Sylten. Dieses Lebensthema verbindet ihn mit unserer Stadt, mit Berlin und besonders mit Köpenick.

In seiner Biographie gibt es mehrere Etappen, die mit Berlin zusammenhängen. Zunächst arbeitete er in der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost, die der Pfarrer Friedrich Siegmund-Schultze gegründet hatte. Noch einmal unterdrücke ich meine persönlichen Gefühle nicht. Auch meine Mutter hat in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts in dieser Arbeitsgemeinschaft ein Praktikum absolviert und später immer wieder davon erzählt. Werner Sylten lernte bei dieser evangelisch-sozialen Arbeit im Osten Berlins, dass das Evangelium die Menschen bisweilen eher durch Taten als durch Worte erreicht. Deshalb wurden ihm die Taten der Liebe genauso wichtig wie die Worte des Glaubens.

Diese Berliner Erfahrung prägte Syltens weiteren Weg. In Thüringen leitete er mehr als ein Jahrzehnt lang ein Mädchenerziehungsheim, in dem er die jungen Frauen nicht nur verwahren, sondern ihnen dabei helfen wollte, selbst zu gehen oder mit einem anderen Bild: ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Diese Arbeit wurde ihm 1936 weggenommen, weil die Haltung, aus der sie geschah, mit der nationalsozialistischen Ideologie unvereinbar war. Die Kirche kam ihm nicht zu Hilfe; sie war selbst zu stark in den Geist der Zeit verstrickt. Seine Frau hatte sich schon vorher aus Verzweiflung das Leben genommen. Die beiden Söhne Reinhard und Walter Sylten, die wir mit allen Familienmitgliedern hier begrüßen blieben als Halbwaisen zurück. Noch einmal zu heiraten wurde dem Vater verwehrt. Denn als sogenannter „Halbjude“ brauchte er für die Ehe eine Genehmigung; sie wurde ihm verweigert.

Statt zu resignieren, arbeitete Werner Sylten weiter und versuchte erneut, Menschen beizustehen. Gold und Silber hatte er

nicht; aber es ging um die Rettung von Menschenleben. Er wurde zum wichtigsten Mitarbeiter von Heinrich Grüber, der mit seiner Hilfsstelle das Leben von Christen jüdischer Herkunft zu retten versuchte. Etwa zweitausend von ihnen konnten Deutschland noch verlassen. Das Nazi-Regime ließ Grüber, Sylten und ihre Mitarbeiter zunächst noch gewähren; man sah in ihren Bemühungen einen Beitrag dazu, Deutschland „judenfrei“ zu machen. Welch ein Abgrund: der Versuch, Menschen vor den Gewalttaten der Nazis zu retten, wurde als Beitrag zu diesen Gewalttaten umgedeutet.

Lange blieb es dabei nicht. Diejenigen, die nicht Almosen verteilten, sondern Leben retteten, mussten selbst um Leben und Freiheit fürchten. Wie stark Werner Sylten sich selbst unter der Nazi-Herrschaft gefährdete, konnte nicht zweifelhaft sein. Aber er nahm die Bedrohung anderer wichtiger als die eigene. Als der anglikanische Bischof von Chichester George Bell im Jahr 1938 deutsche Pfarrer, die ihre „arische“ Herkunft nicht nachweisen konnten, nach England einlud – mit der Perspektive, dort zu bleiben – , bekam auch Werner Sylten, der Sohn eines jüdischen Vaters, die Chance zur Emigration. Er lehnte sie ab; denn es gab nach seiner Meinung dringendere Fälle.

Es gibt zu diesem Verzicht auf das rettende Exil eine erstaunliche Parallele: Ein Jahr später, im Jahr 1939, wurde Dietrich Bonhoeffer eingeladen, in New York Zuflucht zu suchen und dort den aus Deutschland Emigrierten beizustehen. Bonhoeffer machte sich sogar auf den Weg nach New York; doch es war ihm unmöglich, dort zu bleiben. Er konnte nicht nach einer Niederlage Hitlers, die er früher oder später erwartete, am Wiederaufbau Deutschlands teilnehmen, wenn er die Kriegsjahre im Ausland

verbracht hatte. Nach kurzer Zeit in den USA kehrte Bonhoeffer nach Deutschland zurück, um dem eigenen Volk die Treue zu halten und die politische Ordnung nach dem erhofften Sturz der Hitler-Diktatur vorzubereiten. Welch eine Parallele zwischen Werner Sylten und Dietrich Bonhoeffer: Beide hätten sie Deutschland verlassen und einen sicheren Zufluchtsort finden können. Beide ließen diese Möglichkeit ungenutzt und nahmen die Folgen für Leib und Leben in Kauf. Beide wurden so zu Märtyrern, zu Zeugen für ein Handeln aus Glauben.

Bald nach der Inhaftierung von Heinrich Grüber wurde auch Werner Sylten festgenommen. Am 27. Februar 1941 wurde er vor seiner Wohnung in Köpenick-Wendenschloss verhaftet, drei Tage vor der Konfirmation seines älteren Sohnes Reinhard. Ende Mai 1941 wurde er nach Dachau überführt. Dort musste er weit über die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit arbeiten. Sylten erkrankte schwer, wollte aber so lange wie möglich vermeiden, ins Lagerlazarett überstellt zu werden. Er wusste, welche zusätzliche Gefahr aus einer Krankheit resultierte: Man wurde zu den „Invaliden“ gezählt; wer nicht arbeiten konnte, dessen Leben war nichts wert. Der Weg ins Vernichtungslager war vorgezeichnet.

Im August 1942 wurde Werner Sylten nach Schloss Hartheim bei Linz gebracht und getötet. Sein Tod beglaubigte das Vermächtnis in einem seiner letzten Briefe: „Vergiß nie, auch im Leid dankbar zu sein. Es gibt immer vieles, wofür Gott zu danken ist. Schau nur genau hin! Wer dankbar ist, wird nicht bitter. Ihr beide (die Söhne Reinhard und Walter) seid stets von so viel Liebe umgeben gewesen, dass das in Euch immer neue Liebe weckte, Ihr Liebe ausstrahltet. Die Welt braucht *viel, viel Liebe*.“

III.

Schau nur genau hin! Diese Aufforderung, so beiläufig formuliert, geht unter die Haut. Genau hinschauen – das war es doch, was Petrus und Johannes im Jerusalemer Tempel taten. Sie schauten auf den Gelähmten und taten, was er brauchte. Sie handelten in der Autorität Jesu und stellten ihn wieder auf die Beine. „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern und einer von diesen meinen geringsten Schwestern, das habt ihr mir getan.“ An dieses Wort Jesu in der großen Rede vom Weltgericht hielt Werner Sylten sich, an den sich so viele Menschen wandten; und keiner ging, wie Heinrich Grüber bezeugt, ungetröstet davon. Menschen trösten und Leben retten – das war ein Zeichen der Menschlichkeit inmitten des Grauens, ein Zeichen für die Gegenwart Jesu, der sagt: „Was ihr getan habt einem von diesen gering und rechtlos Gemachten, das habt ihr mir getan.“

Doch die Erinnerung an das Lebenszeugnis von Werner Sylten kommt nicht vorbei an dem Bekenntnis, dass unsere Kirche dieses Lebenszeugnis nicht geachtet hat und ihm nicht gefolgt ist. Wir werden nach der Predigt mit den Worten von Christian Fürchtegott Gellert singen: „So jemand spricht: ‚Ich liebe Gott‘, und hasst doch seine Brüder, / der treibt mit Gottes Wahrheit Spott und reißt sie ganz darnieder.“ Wir werden dabei dem Bekenntnis der Schuld nicht ausweichen können, das in diesen Worten liegt. Unsere Kirche ist schuldig geworden gegenüber den „schwächsten und wehrlosesten Brüdern (und Schwestern) Jesu“, wie Dietrich Bonhoeffer in seinem Schuldbekenntnis der Kirche schrieb – genau zu der Zeit übrigens, in der Werner Sylten starb. Gerade der Kreis

von Menschen, denen Werner Sylten sich zuwandte und dem er selbst angehörte, wurde von unserer Kirche an den Rand gedrängt, verleugnet und verstoßen: Christen jüdischer Herkunft wurden aus rassistischen Gründen verfolgt, gedemütigt getötet wie alle Angehörigen des jüdischen Volkes.

Damals wie heute konnten Christen wissen, was der Glaube dazu sagt, wenn Menschen um ihr Recht um ihr Leben gebracht werden. Mit den Worten von Christian Fürchtegott Gellert: „Gott ist die Lieb und will, dass ich / den Nächsten liebe gleich wie mich.“ Welch eine Gnade, dass in jenen finsternen Zeiten, in denen menschliche Niedertracht und organisierter Massenmord die Liebe Gottes verdunkelten, einzelne die Flamme der Liebe weitertrugen. Die Erinnerung an sie darf nicht verlöschen, denn die Flamme der Liebe darf nicht verlöschen. Wir brauchen Vorbilder, die uns sagen: Schaut nur genau hin – wie Petrus und Johannes auf den Gelähmten, wie Werner Sylten auf die vielen, die zu ihm kamen. Wir brauchen Vorbilder im Glauben, von denen wir auch heute lernen: „Die Welt braucht *viel, viel Liebe*.“ Amen.